

# Das Narrenschiff

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **104 (1978)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Hochsaison auf der Träneninsel

Wir hatten unser Leck im Bug zwar notdürftig abgedichtet, doch das Schiff war durch den Zusammenstoss mit dem Eisberg doch arg aus den Fugen geraten. Kapitän Brant steuerte daher eine einsame Insel an, suchte mit der Flut dicht unter Land Grundberührung und sass dann bei Ebbe auf dem Trocken. Wer von der Mannschaft den Zusammenstoss unbeschadet überstanden hatte, wurde dem Reparaturdetachment zugeteilt, das unter der Leitung des Schiffszimmermanns Bordwand und Planken ausbesserte und Ordnung in das zerzauste Takelwerk bringen sollte.

Es erwies sich, dass sich einige von uns bei der Havarie Prellungen, Schürfungen und kleinere Wunden zugezogen hatten. Der Schiffsarzt schlug sich mit diesem jammervollen Häuflein landeinwärts in die Büsche; ich wurde ihm als Gehilfe zugeteilt, da ich mit dem Hammer den Finger wahrscheinlicher treffe als den Nagel.



Von ferne machten wir einen geeignet erscheinenden Verbandsplatz aus, doch als wir in seine Nähe kamen, war er bereits mit Blessierten besetzt. Ein durchdringendes Heulen und Wehklagen erfüllte die Luft. Insbesondere vernahm man das schrille Geschrei einer Frau, die sich die Haare raufte und einmal über das andere zeterte, sie sei in einen Hammer gelaufen.

Teilnahmsvoll nahmen wir uns dieses Ernstfalls an, merkten aber bald, dass hier nicht medizinische, sondern psychologische Dienste vonnöten waren. Die Bedauernswerte gab eine schwer verständliche Auskunft über das, was ihr zugestossen war. Sie trug einen berühmten Namen, war jedoch als Zürcher Stadträtin offenbar nicht wiedergewählt worden; ein bedauerlicher Unfall, den sie aber nicht eigenem Verschulden zuschrieb. Die Partei habe sie schmählich im Stich gelassen, nachdem das mit dem Hammer passiert sei, wimmerte sie und warf schliesslich den undankbaren Wählern vor, ihren politischen Aktivdienst nicht genügend gewürdigt zu haben.

Der Doktor tat sich schwer mit seiner Diagnose. Da sich keine Spuren einer äusserlichen Einwirkung fanden, meinte er achselzuckend, da könnte höchstens ein Hämmerli im Spiel gewesen sein. Doch die Zürcher pflegten dem Vernehmen nach ihre Ausmarchungen nicht damit zu entscheiden, sondern mit dem Wahlzettel. Ich aber hatte bereits «Haemmerli» als Unfallursache ins Protokoll geschrieben, wofür mich der Doktor wieder einmal einen Narren schalt.



Böser sah's bei einer Gruppe aus, von der sich ein aristokratisch wirkender An-



## Aus dem Logbuch eines driftenden Zeitgenossen

führer etwas abgesondert hielt. Alle standen im Hemd da und gestikulierten wild schreiend gegeneinander, wobei einer dem anderen die Schuld an einer katastrophalen Niederlage zuschob, die sie bezogen hätten.

Ich wollte mich helfend hinzugesellen, um wenigstens etwas Leukoplast auf die Wunden der geschlagenen Kämpfer zu kleben, doch der Arzt erwischte mich gerade noch am Aermel und hielt mich zurück. Das sei der Schlussparteitag der Nationalen Aktion, flüsterte er, und es handle sich da um eine Gesellschaft, der von Anfang an nicht zu helfen gewesen sei. Don Schwarzenbach habe sich endgültig entschlossen, aus dem unbequem gewordenen politischen Sattel zu steigen, während Sancho Oehen die nächsten Jahre damit verbringen wolle, seine Unschuld am Diebstahl des Sarges eines ausländischen Filmschauspielers zu beweisen.

«Wäre einem Politiker denn so etwas zumuten?» flüsterte ich erregt.

«Natürlich nicht», beruhigte mich der Doktor. Wer einmal die Leiche des Fremdenhasses ausgegraben habe und dann nicht mehr losgeworden sei, lasse fortan die Gräber in Ruhe.

«Und die Urnen in Moutier?» wollte ich wissen.

Da sah mich der Medizinmann nachdenklich an und meinte, ich sei da möglicherweise auf einen närrischen geistigen Zusammenhang zwischen den politischen Leichenfledderern jeglicher Observanz gestossen.



An den Strand zurückgekehrt, gewahrten wir neben dem Narrenschiff, an dem immer noch emsig gearbeitet wurde, einen zweiten Segler. Blitzblank herausgeputzt, lichtete er eben seine Anker. Die schneeweissen Tücher

bauchten sich prall im angenehmen Wind, den der Zürcher Stadtrat herübergeschickt hatte. An der Reling schwenkte ein strahlender Mann grüssend seinen gelben Plastichelm und fuhr dann mit rauschender Bugwelle in ein Amt zurück, aus dem ihn eine Welle der Missgunst von Besitzlosen zeitweilig gespült hatte.

Das lichte Gefährt verschwand schon fast am Horizont, als eine Gruppe schnatternder Verfolger keuchend daherrannte. Auch diese Leute hatten offensichtlich Tenüschwierigkeiten: Sie standen jedenfalls mit abgesägten Hosen da.

«Der Bernath Jakob ist uns schon wieder davongeschwommen», ächzte der Anführer mit tonloser Stimme und hatte dann genügend Zeit, sich uns mit vollem Titel vorzustellen. Es war der Präsident der Untersuchungskommission des Zürcher Gemeinderates, die sich zwei Jahre lang mit den Beschwerden gegen den Stadtgenieur befasst hatte.



Auf der Insel schien überhaupt mehr los zu sein, als wir zunächst angenommen hatten. Eine grössere Anzahl dunkel gekleideter Herren war damit beschäftigt, ein ergreifendes Beschwörungsritual vor einem ganzen Berg von Geldsäcken zu vollziehen.

Wir nahmen natürlich unsere Kappen vom Kopf, denn wir waren da offensichtlich in eine Kulthandlung hineingeraten. In der Tat wohnten wir einer Art letzter Oelung bei, die das Direktorium der Schweizerischen Nationalbank dem schon steinhart gewordenen Franken spendete. Unter dem Standbild des Gottes Mammon hatte Oberpriester Leutwiler einen magischen Kreis um den Sterbenden gezogen, um alle bösen Einflüsse von ihm abzuhalten. Im Hintergrund intonierte die Gesangssektion der schweizerischen Exportindustrie den ergreifenden Choral «Näher mein Gott zu dir», und schon nahten sich zahlreiche hochgestellte Trauergäste, um von dem in die höchsten Gefilde berufenen Franken dankbar Abschied zu nehmen.



Da geschah das Wunder.

Man hörte ein metallisches Klingeln, dann klang es silbern über die Stufen des Altars: Der liebe Franken war wieder heruntergekommen. Die fromme Gemeinde begrüßte ihn mit dem ehrwürdigen Griff zur Gesäss tasche. Viele befühlten ihn aufgeregt fingernd, einige jüngere Manager konnten es sogar riskieren, seine Härte mit den Zähnen zu prüfen. Laut verkündeten sie Mammons frohe Botschaft: «Er ist weicher geworden!» Und eitles Glück strahlte aus den Gesichtern.

Nur wir stahlen uns verwirrt zu unserem Schiff zurück. Wir sind besitzlos, denn mit der Narrheit ist kein Geld zu verdienen. Und so können wir beim besten Willen nicht sagen, ob uns ein weicher Franken glücklicher macht als ein harter. Andere vielleicht auch nicht.